

# Koloniales Erbe und liberaler Mythos

Das Humboldt-Forum und die Ethnologie: Eine Antwort auf Horst Bredekamp / Von Matthew Vollgraff

Selten war die Diskrepanz zwischen Form und Inhalt so groß wie die zwischen dem Humboldt-Forum und seiner Botschaft, ein „Universalmuseum“ zu sein. Die Rekonstruktion eines preußischen Schlosses zur Präsentation von Objekten aus ehemaligen deutschen und anderen europäischen Kolonien lässt sich mit einem universalistischen Anspruch kaum vereinbaren. Vielmehr trägt eine solche Inszenierung dazu bei, die imperiale Vergangenheit zu glorifizieren. Der Kunsthistoriker Horst Bredekamp, einer der drei Gründungsintendanten des Forums, weist diese Kritik seit Jahren zurück. In seinem jüngsten Beitrag in dieser Zeitung (F.A.Z. vom 8. März) stellte er das Humboldt-Forum in die Tradition dessen, was er als „liberale“ Ethnologie bezeichnet.

Diese – nach Bredekamp spezifisch deutsche – Tradition soll nicht nur der deutschen Kolonialzeit, sondern der deutschen Nation selbst vorausgehen: „die Tradition des Revolutionärs Georg Forster, der Brüder Humboldt und jüdischer Gelehrter wie Moritz Lazarus und Heymann Steinthal“. Bredekamp versucht so, die Geschichte der Ethnologie zu einer rein geistigen Ideengeschichte zu erheben, ohne sich mit ihren konkreten Verstrickungen mit den Orten imperialer Expansion oder kolonialer Plünderung aufzuhalten – für die gibt er anderen europäischen Mächten die Schuld. Bredekamp spricht von einer „antikolonialen“ Tradition, einer „antikaiserlichen Sammlung“. Doch kein Objekt der Berliner Sammlungen wurde in einem Akt antiimperialistischen Widerstands nach Deutschland gebracht. Nicht einmal der liberalste von Bredekamps Helden kann als antikolonial bezeichnet werden, insofern das Wort „antikolonial“ auf aktiven Widerstand verweist. Zwar hat sich Adolf Bastian, Mitbegründer und erster Direktor des Berliner Museums für Völkerkunde, vehement gegen den Erwerb von Kolonien ausgesprochen. Doch nach 1884 arbeitete er sogleich daran, die Ethnologie und sein Museum den kolonialen Interessen anzupassen. Sein Nachfolger Felix von Luschan, der den deutschen Imperialismus feierte, mag gelegentlich den rassistischen Essentialismus kritisiert haben; antikolonial war er sicher nicht.

Die zahlreichen Kritiker des Forums bestreiten weder die Komplexität der historischen Umstände, noch leugnen sie die Geschichte, an die Bredekamp erinnert und die er wiederbeleben will. Sie bestehen allerdings auf der Notwendigkeit, das Museum als Teil eines komplizierteren Geschehens zu verstehen, das weit mehr Akteure zählt als ein herausgepicktes Pantheon deutschsprachiger Geistesgrößen.

Warum lehnte es das Museum für Völkerkunde ab, die Bestände des Berliner Kolonialmuseums anzunehmen, als Letzteres 1912 mangels öffentlichen Interesses geschlossen wurde? Keineswegs aus moralischen Gründen. Ein Bundesratsbeschluss von 1889 schrieb vor, dass alle Objekte, die durch reichsfinanzierte Expeditionen (später auch militärische Aktionen) in den Kolonien gesammelt wurden, zunächst an das Berliner Museum für Völkerkunde geschickt werden mussten. Bastians Museum war also die offizielle Sammelstelle für koloniale Artefakte; selten wurden Dubletten, wie vorgeschrieben, an andere Museen weiterverteilt. Wenn das Völkerkundemuseum die Objekte des Kolonialmuseums nicht übernehmen wollte, dann deshalb, weil es bereits mit mehr Ethnographika überschwemmt war, als es bewältigen konnte.

## Der Postkolonialismus ist keine Bewegung

Kolonialismus ist nicht nur etwas Historisches, das sich in Artefakten materialisiert, sondern strukturiert die soziale Praxis und Wissensproduktion fortwährend. In vielen europäischen Museen spiegeln sich koloniale Machtverhältnisse heute noch wider. Das Team des Berliner Ethnologischen Museums – das nicht zum Humboldt-Forum gehört, sondern zur Stiftung Preußischer Kulturbesitz – hat dazu kollektiv Stellung bezogen. Laut Jonathan Fine, der das Museum derzeit leitet und demnächst zum Weltmuseum nach Wien wechselt, muss es eine aktive Rolle bei der kritischen Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus einnehmen, nicht nur bei Provenienzforschung, Rückgabe und Transparenz, sondern auch bei der Diversifizierung des Personals und der symmetrischen Zusammenarbeit mit den Herkunftsgemeinschaften. Kollaborative *Grassroots*-Projekte wie „100 Histories of 100 Worlds in 1 Object“ zeigen auch, wie sich ein antikolonialer Ansatz durchsetzt, indem man kritisch gegen die eurozentrische Perspektive des Universalismuseums anarbitet.

Nach Bredekamp wird die vermeintlich „antikoloniale“ Tradition der deutschen Ethnologie durch den heutigen „Postkolonialismus“ bedroht. Der Begriff „postkolonial“ wird von ihm auf eine Vielzahl unterschiedlicher intellektueller und politischer Initiativen angewendet, deren einziger gemeinsamer Nenner darin besteht, dass sie sich mit dem Kolonialismus und seinen gegenwärtigen Formen befassen. Dieses

höchst heterogene Spektrum an einander widerstrebenden Positionen erklärt er zu einer „Bewegung“, die nicht nur Sprache und Geschichte, sondern auch die Zukunft zu bestimmen versuche und deshalb „totalitär“ sei. Mit dem Schreckgespenst eines „identitären Angriffs auf die Vernunft“ konstruiert er einen der Vernunft unzugänglichen Anders, den es zu fürchten gilt.

Darüber hinaus wirft Bredekamp dem Postkolonialismus eine Art Krypto-Antisemitismus vor. Die Aktivisten nähmen es als „strukturelle Konsequenz“ ihres Aktivismus in Kauf, den „für alle Fragen des Rassismus höchst sensiblen Impuls jüdischer Anthropologen“ zum Schweigen zu bringen. Die angebliche „rhetorische Auslöschung“ der Werke von Franz Boas oder Aby Warburg stellt Bredekamp als „Folge eines totalitären Präsentismus“ dar, den er sowohl mit dem wilhelminischen Imperialismus als auch mit dem Nationalsozialismus verbindet. Diese unwahrscheinliche Affinität zwischen postkolonialer Theorie und nationalsozialistischer Ideologie soll suggerieren, dass das „universalistische“ Humboldt-Forum das Bollwerk gegen den partikularistischen Terror sei. Indem Bredekamp von der „Auslöschung“ einer ausdrücklich jüdischen liberalen Tradition spricht, zwingt er jüdische Wissenschaftler in eine Opferrolle, um sich selbst als ihr Verteidiger auszugeben.

### Franz Boas wurde durch indigene Mitforscher aufgeklärt

In diesem Sinne erinnert Bredekamp an die Herkunft von Boas und Warburg, den „zwei großen jüdischen Gelehrten“, mit deren Namen er die Säle des Humboldt-Forums schmücken möchte. Dabei betreibt er selbst unweigerlich Identitätspolitik, denn er benutzt Boas und Warburg als menschliche Schutzschilde, um das Forum vor postkolonialer Kritik zu schützen. Man fragt sich, was die beiden Wissenschaftler davon gehalten hätten, ihre Namen unter dem goldenen Kreuz des Berliner Schlosses zu sehen – wo trotz der Proteste jüdischer und muslimischer Gemeinden eine Inschrift plaziert wurde, die befiehlt, vor dem einen wahren Herrn Jesus Christus das Knie zu beugen. Bredekamp erwähnt weder Warburgs Vorahnungen anti-jüdischer Gewalt noch die Tatsache, dass der deutsche Antisemitismus Boas schon 1887 in die Emigration nach Amerika trieb.

Wie wir alle waren auch Boas und Warburg komplizierte Menschen, und es gibt bessere Wege, sie zu würdigen, als ihre Monumentalisierung. Warburgs Besuch bei den Hopi im amerikanischen Südwesten hat ihn zwar verändert, ihn dabei aber sicher nicht zu einem „Indianer“ gemacht, wie Bredekamp im Titel einer jüngeren Publikation (F.A.Z. vom 26. März 2019) programmatisch suggeriert. Warburgs Wissen und sein Zugang zu Symbolik und Kultur der Pueblo wurde ihm vielmehr von deutschen Missionaren und amerikanischen Anthropologen vermittelt. Die Hopi selbst verstand er als Überbleibsel einer universellen heidnischen Vergangenheit der Menschheit und erhoffte sich von ihnen letztendlich Einsichten in die Kultur des antiken Griechenlands.

Franz Boas wiederum kam erst durch die Zusammenarbeit mit indigenen Gesprächspartnern, allen voran dem Tlingit-Ethnologen George Hunt, über die ethnozentrische Arroganz hinaus, die ihm seine wissenschaftliche Ausbildung eingefloßt hatte. Wie Isaiah Lora-do Wilner in einem kürzlich erschienenen Essay zeigt, war es dabei nicht Boas allein, der ein neues Kulturwissen schuf. Hunt nutzte den Austausch mit Boas, um das Wissen seiner Herkunftsgemeinschaft mit einem globalen Publikum zu teilen – nicht zuletzt auch mit denjenigen, die an der Zerstörung seiner Kultur beteiligt waren. Im gegenseitigen Austausch von Boas und Hunt, schreibt Wilner, ließ die Anthropologie ihre Anfänge als „Wissenschaft der Dehumanisierung“ hinter sich, um „eine Form des Austauschs zu werden, die zu einer Rehumanisierung führen könnte“.

Wir sollten nicht vergessen, dass sich das von Bredekamp zitierte Motto der *Salvage*-Anthropologen – „Rettet, rettet, rettet“ – immer nur auf Objekte bezog, nie auf Menschen. Statt einer Heilsgeschichte des deutschen Universalismus wird ein gemeinsames Projekt der Rehumanisierung immer dringender. Um dies zu erreichen und um die Debatte um das Humboldt-Forum voranzubringen, muss in der Öffentlichkeit mehr Raum für neue Stimmen, vor allem aus den Herkunftsgemeinschaften, geschaffen werden. Anstatt aber seinen Kritikern zuzuhören und den komplizierten kolonialen Hintergrund großer Teile der Berliner Sammlungen anzuerkennen, spielt Bredekamp den Kolonial-Apologeten von rechts in die Hände. Dass er in seinem Artikel den „Postkolonialismus“ zu einer größeren Bedrohung erklärt als die AfD, ist der letzte Beleg dafür, wie grotesk ihm seine Maßstäbe verrutscht sind.

**Matthew Vollgraff**, Jahrgang 1987, ist Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter der internationalen Forschergruppe „Bilderverkehr“ am Warburg Institute, London.



Verschlungene Wege: Pierre Puvis de Chavannes, „Mädchen am Meer“, um 1882

Foto Sibylle Forster/Bayerische Staatsgemäldesammlungen

# Leuchter mit Familienanschluss

Zielführende Suchstrategien: Provenienzforschung kann aber noch sehr viel mehr, als nur Besitzer und Herkunft von Werken und Objekten ermitteln. Notizen von einer erstaunlichen Münchner Tagung.

Das Provenienzforschung weit mehr bewirken kann als die Rückgabe geraubter oder abgepresster Güter an die Erben durchs Naziregime Geschädigter zeigen Beispiele, mit dem jüngst der Münchner Part des Internationalen Tags der Provenienzforschung schloss. Da legte Matthias Weniger, Leiter der Provenienzforschung im Bayerischen Nationalmuseum, den Stand seiner Ermittlungen zu Silberbeständen des Hauses aus ehemals jüdischem Besitz dar; zugeschaltet war dem über Youtube gestreamten Beitrag eine große Zahl von Menschen von Israel bis Kalifornien – und damit hatte es seine besondere und bewegendende Bewardtnis.

Als Hermann Göring 1939 befahl, die deutschen Juden hätten ihren gesamten Besitz an Silber, Gold, Edelsteinen und Perlen abzuliefern, übergaben allein in München mehr als 2300 Betroffene ihre Stücke gegen eine lachhaft niedrige Entschädigung. Das meiste wurde eingeschmolzen, einiges verkauft, zum regulären Preis versteht sich; der enorme Gewinn füllte die Kriegskasse. Auch Museen deckten sich ein, das Bayerische Nationalmuseum erwarb damals für seine Silbersammlung mehr als dreihundert Stücke. Nach 1951 wurde vieles restituiert, übrig blieben 112 Objekte, zumeist Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens wie Löffel, Salzschälchen, Zuckerdosen, Kerzenhalter, Becher und auch religiöse Objekte. Alles Dinge von hohem Gefühlswert, sind sie doch oft die einzigen gegenständlichen Andenken an ihre einstigen Eigentümer. Aber wo waren Menschen, die nach Olga Maier, geborene Nußbaum, wussten, die unter anderem zwei Kerzenstöcke ins städtische Pfandleihamt trug, Olga Maier, die später in Treblinka ermordet wurde? Wer erinnert sich noch an Anna und Karl Neu-

meyer, die sich, der Verfolgung nicht länger gewachsen, 1941 das Leben nahmen? Das Leihamt führte akribische Listen mit deutschem Bürokratiewahn, der in diesem Fall sein Gutes hatte: 2019/20 präsentierte eine Ausstellung die Ergebnisse eines neuen Forschungsprojekts, das den Objekten die Namen jener Personen zuordnen konnte, die sie abgeliefert hatten, zugleich wurden sämtliche Informationen ins Internet gestellt. Als dennoch Rückmeldungen ausblieben, stieg Matthias Weniger mit einer großen Zahl von Unterstützern und Hilfsmitteln noch tiefer ein. Inzwischen konnte man zwei Drittel der betroffenen Familien kontaktieren und ist zuversichtlich, was die übrigen betrifft. Mit der Erbensuche gelang weit mehr als das Aufspüren von Anspruchsberechtigten, es kam zu regelrechten Familienzusammenführungen.

Als an diesem Abend Vertreter der betroffenen Familien das Wort ergriffen, hörte man von Vetttern und Cousins, die nicht voneinander gewusst hatten, von Verwandten, die sich bislang nicht kannten oder aus den Augen verloren hatten. Staunen und Glück darüber schwappten in den Wortmeldungen mit. Einige Angehörige chatteten vor sechs Wochen erstmals miteinander, für die Nach-Corona-Zeit geplante Besuchsreisen werden um die halbe Welt führen. Sue Scane aus England und ihre Cousine Ruth Beer Bletzinger in Amerika lasen nicht nur aus Tante Olga Maiers noch unmittelbar vor der Deportation geführten Korrespondenz, sondern berichteten auch, dass ihre Kerzenstöcke nun sage und schreibe mehr als drei Dutzend Familienangehörige zusammengeführt habe. Peter Neumeyer hat die Kandelaber zurückbekommen, die im Haus seiner Großeltern in der Münchner Königstraße standen. Aus Kalifornien zugeschalte, erzählt er liebevoll von der frauenrechtlich engagierten Anna, die mit dem Enkel im Englischen Garten tobte, und von Karl, Dekan der Juristischen Fakultät Münchens, der die Königlich Bayerische Fahne hiesse, wenn die Nachbarn Hakenkreuzfahnen aufzogen.

Wie schwierig sich die Suche nach Rechtsnachfolgern gestaltet, wenn Namen fehlen, erläuterten die Provenienzforscherinnen der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen. Sie beleuchteten die schillernde Figur Hildebrand Gurlitts, der als Kunsthändler im Dritten Reich für das geplante „Führermuseum“ in Linz Kunstwerke beschaffte, vor allem in Frankreich. Die von seinem Sohn Cornelius verwalteten Restbestände des nach dem Krieg fortgeführten väterlichen Kunsthandels machten 2013 bekanntlich als „Schwabinger Kunstfund“ Schlagzeilen. Als dessen Erbe recherchiert das Berner Kunstmuseum noch

immer, denn einiges davon dürfte, muss aber nicht Raubkunst sein. Desgleichen ein Bild, das die Staatsgemäldesammlungen 1943 bei Gurlitt erwarben. Seit Jahren steht das Pierre Puvis de Chavannes zugeschriebene „Mädchen am Meer“ auf der Lost-Art-Datenbank; zwar gaben etliche Schriftstücke rund um den Ankauf detailliert Auskunft über Gurlitts exzelenztes Netzwerk, wie jedoch seine Unterhändler an das Werk gelangten bleibt im Dunkeln.

Begonnen hatte der via Zoom abgehaltene Provenienzforschungstag in München mit Erläuterungen der Staatsarchive Bayerns zu Beständen und zielführenden Suchstrategien. Im Anschluss stellte Sabine Brantl die von 1938 bis 1944 geführte Künstlerkartei des Hauses der Kunst vor, diesem als Bau und als Ausstellungs-ort systemeigner Kunst wesentlichen Instrument der Nazipropaganda. Die erst 2004 entdeckte, inzwischen auch digitalisierte Kartei besagt, wann Arno Breker, Josef Thorak und Tausende Künstler mehr sich mit welchem Werk um Teilnahme an den „Großen Deutschen Kunstausstellungen“ bewarben, was angenommen, was abgelehnt wurde, und offenbar viele weitere Details des Prozesses. Oft kommen Anfragen zu Kunstwerken mit aufgeklebten Nummern, die über die Kartei rückverfolgt werden können. Ergänzend verraten die Kontenbücher des Hauses einiges über die Käuferschaft, die sich, wenig überraschend, wesentlich aus der Nazi-Führerschicht rekrutierte.

Im Expertenkreis weiterer Museen, im Livestream zusammengeführt, vom in Provenienzforschung hoch qualifizierten Zentralinstitut für Kunstgeschichte, ging es dann auch um Kulturgüter der Kolonialzeit, die ganz eigene Probleme aufwerfen. Hilke Thode-Avora vom Museum Fünf Kontinente in München schilderte ethische Fragen, die kulturell sensible Objekte mit sich bringen: wie etwa bei der Digitalisierung von Beständen mit indischen Objekten umgehen, die Unberührbare nicht ansehen dürfen? Der westliche Kunstbegriff, so Thode-Avora weiter, habe nichts zu tun mit der Wertigkeit von Dingen in ihren Herkunftsbereichen, auch deshalb appelliert sie an die postkoloniale Provenienzforschung, Personen in den Herkunftsgemeinschaften ausfindig zu machen, die fähig und befugt sind, Auskunft über ein Objekt zu geben: Clanoberhäupter statt immer nur Wissenschaftler. Unisono beklagte die Runde, dass die Provenienzforschung nach wie vor unter zu wenig Geld, zu wenigen Stellen und befristeten Verträgen leidet. Ihrer Forderung nach Aufstockung kann man sich nur anschließen. BRITA SACHS

# Die schönsten Versprechen

Sven Lager gestorben

Versprechen sind ja immer dann am schönsten, wenn sie formuliert, nicht wenn sie vermeintlich eingelöst werden. Und so war die Website [am.pool.de](http://am.pool.de) genau das, was dann die sozialen Medien nicht geworden sind. Sven Lager, Schriftsteller und Künstler, hatte diesen Treffpunkt für Texte von Autoren, die hier kurze Prosa, Polemiken, Gedichte, Listen und wundersame Frage-und-Antwort-Spiele inszenierten, erfunden und verwirklicht, zusammen mit seiner Frau, der Schriftstellerin Elke Naters. Rainald Goetz, Christian Kracht, Georg M. Oswald und viele andere machten mit. Auch in Sven Lagers Romanen war alles Dialog, Kommunikation, Verständigung mit der Welt, der Gegenwart, jenen Lesern, die sich Lager eher als Gesprächspartner denn als pure Rezipienten vorgestellt hat. „Phosphor“ hieß sein erster Roman, er spielte im Berlin der neunziger Jahre sowie im Kopf seines Helden und war zugleich ein Dialog mit all den anderen, die jene Prosa schrieben, die damals Pop hieß. Ein überaus empathischer Mensch, ein Philanthrop war Sven Lager ohnehin. Mit Elke Naters zusammen gründete er in Berlin ein sogenanntes Sharehouse, in dem es vor allem darum ging, Menschen, die ihren Platz in der Gesellschaft nur schwer fanden, diesen bereitzustellen. „Jeder Mensch will ankommen“, hieß Sven Lagers letztes Buch, das von der Arbeit mit Flüchtlingen erzählte. Am Montag ist er, viel zu früh, gestorben; er wurde 56 Jahre alt. cls

# Nicht humanistisch

Dawkins verliert Titel

Dem britischen Evolutionsbiologen Richard Dawkins ist die Auszeichnung „Humanist des Jahres“ aberkannt worden. Die American Humanist Association (AHA), die dem – jeglichen Gottesglauben als irrationalen Wahn bezeichnenden – Naturwissenschaftler die Ehre 1996 verliehen hatte, befand, er habe sich in den vergangenen Jahren mehrfach unter dem Deckmantel des wissenschaftlichen Diskurses in einer Form geäußert, die marginalisierte Gruppen herabsetze. Das widerspreche den humanistischen Werten. Den letzten Anstoß zur Aberkennung gab unlängst ein Tweet, mit dem Dawkins die Transgemeinde gegen sich aufgebracht hatte. Darin verwies er auf die amerikanische Bürgerrechtsaktivistin Rachel Dolezal, die 2015 verunglückt worden sei, weil sie sich als Schwarze ausgegeben hatte. Dawkins stellte anhand dieses Beispiels zur Debatte, ob es einer Verunglimpfung gleichkomme, wenn bestritten werde, dass Männer, die sich als Frauen, und Frauen, die sich als Männer identifizierten, „buchstäblich das sind, als das sie sich bezeichnen“. Zwei Tage später folgte eine Art von Entschuldigung. Er habe Transmenschen nicht herabwürdigen wollen und sei missverstanden worden. Dies bedaure er zutiefst. Es sei nicht seine Absicht gewesen, sich „auf irgendeine Weise mit republikanischen Eiferern zu verbinden, die diese Frage jetzt ausbeuten.“ Die AHA warf Dawkins vor, angedeutet zu haben, dass die Identitäten von Transmenschen betrügerisch seien. Zugleich habe er die schwarze Identität als eine behandelt, die angemessen werden könne, wenn es zweckdienlich sei. Die anschließenden Versuche einer Klärstellung seien unzureichend gewesen. Vor einigen Jahren hatte Dawkins bereits für Aufruhr gesorgt, als er die Frage, ob eine Transfrau eine Frau sei, als „reine Semantik“ bezeichnete. G.T.

# Bühnen frei!

Österreich will öffnen

Nach der Schweiz, wo die Theater und Konzerthäuser schon jetzt wieder Publikum empfangen dürfen, will auch Österreich die Corona-Schutzmaßnahmen lockern, so dass der Publikumsverkehr in den Kultureinrichtungen wieder beginnen kann. Bundeskanzler Sebastian Kurz (ÖVP) schloss in seine Ankündigungen von Öffnungen für alle Branchen auch Kultureinrichtungen mit ein, sofern sie über ausreichende Schutzkonzepte verfügen. Dazu soll neben Masken, Tests und einer Kapazitätsgrenze von rund fünfzig Prozent für Veranstaltungsorte auch ein sogenannter Grüner Pass für Geimpfte, Getestete und Genesene gehören. Ein konkreter Zeitpunkt wurde bislang noch nicht genannt, aktuell gelten Mitte Mai oder Pfingsten als möglich. Die österreichische Sieben-Tage-Inzidenz liegt derzeit bei rund 205 Neuinfektionen. F.A.Z.